

Gedanken um den Christbaum

Von Otto Feucht

Mit Aufnahmen des Verfassers

Keine Angst! Es sollen hier nicht wieder einmal die ältesten Zeugnisse und Deutungen für unseren Lichterbaum aufgeführt werden¹, ausgehend vom altgermanischen Julfest oder gar schon vom Alten Testament her. Es soll auch nicht in Kindheitserinnerungen geschwelgt werden, obwohl es verlockend wäre, von der Herrlichkeit des Stuttgarter Christbaummarktes zu erzählen, der sich jeweils zu beiden Seiten der Königstraße entlang aufbaute, vom Schloßplatz bis zum heutigen Wilhelmsbau, an dessen Stelle noch die alte Legionskaserne stand, in der der Regimentsmedikus Schiller gedient hatte. Weit in die Fahrbahn herein reichte der „Grünstreifen“ – es gab ja hier vor 1889 noch keine „Pferdeisenbahn“, es gab noch lange keinerlei Kraftfahrzeug, kaum einige Radfahrer, und die wenigen Pferdewagen konnten umgeleitet werden –, in der Einbuchtung zur Schulstraße war Platz für zapfentragende Gipfelzweige, für Stechpalme und Mistel und andere Besonderheiten. Das war eine Freude, noch vor achtzig, vor siebzig Jahren! Genug davon!

Es sollen hier aber zur Frage, seit wann denn etwa der Lichterbaum Heimatrecht in unserer engeren Heimat erworben hat, etliche Zeugnisse angeführt werden, die uns Anlaß geben, dies und jenes zu überdenken.

Da erregt zunächst ein Regierungserlaß „Zur Abstellung der Christbäume“ unser Befremden. „Der Mißbrauch mit den Christbäumen für die Kinder ist durch folgende höchste Verordnung untersagt worden: Auf die erhaltene Anzeige von der in einem großen Teile der hiesigen Provinz herrschenden Gewohnheit, den Kindern auf das Weihnachtsfest Christbäume aufzustellen, hat man sich veranlaßt gesehen, diesen der Forstkultur so nachteiligen und ganz zwecklosen Mißbrauch abzustellen. So wird daher sämtlichen Polizeibehörden aufgetragen, dieses Verbot durch die geeigneten Wege allgemein be-

kanntzumachen, mit der nötigen Aufmerksamkeit über dessen Vollziehung zu wachen, sich erforderlichenfalls, vorzüglich in Häusern, wo Kinder sind, durch den Augenschein davon zu überzeugen und die Übertreter mit einer angemessenen Geld- oder Leibesstrafe zu belegen.“

Dieses Verbot kam von der Pfalzbayrischen Regierung der Provinz Schwaben und trägt das Datum „Ulm, den 18. Dezember 1804“².

Erinnern wir uns: die freie Reichsstadt Ulm, deren Bereich bis Geislingen reichte, ist, ehe sie durch Napoleon 1810 zu Württemberg kam, acht Jahre lang bayrisch gewesen, und in Ulm war der Sitz der Provinzialregierung. Zu einem solchen Verbot hätte es schwerlich kommen können, wenn der Christbaum eine alte, längst eingebürgerte Sitte gewesen wäre, denn an Tannen konnte es mindestens im südlichen Teil der Provinz nicht gefehlt haben.

So ist zu vermuten, daß der Brauch sich damals erst richtig auszubreiten begonnen und auch auf die alten Laubholzgebiete erstreckt hat, dorthin, wo die Forstwirtschaft ausgangs des 18. Jahrhunderts mit der Pflanzung von Fichten angefangen hatte, um den nach jahrhundertelanger Übernutzung, nach Verwüstung durch Streuentzug, durch Weidevieh und Wild heruntergekommenen Laubwald wieder zu Holz- und Geldertrag zu bringen. Wohl nur aus diesen Umständen heraus ist die Schärfe des Verbots zu verstehen. Daß aber auch im angrenzenden Württemberg die Sitte sich auszubreiten begann, das geht aus einem herzoglichen Erlaß von 1788 hervor, der „die Übung rügt, daß zu den sogenannten Christkindlebäumen von den schönsten jungen Tannen die Gipfel abgeschnitten werden“³. Auf die Zeit Karl Eugens, der mit den Umwandlungen zu Nadelholz im Grafenecker Forst begonnen hatte, gehen auch die Fichtenreihen zurück, die einst die von der Solitude ausgehende Ludwigsburger Allee einfaßten. Die den



Wandlung des Waldbildes im Schönbuch (1909): Die alte Eiche ist der letzte Zeuge einstigen Laubmischwaldes. Rechts sind an dessen Stelle reine Buchen getreten, links reine Fichten. Die Fichtenpflanzung im Vordergrund setzt die Umwandlung fort.

alten Stuttgartern noch wohlbekannte „Klaratanne“ dagegen, im Degerlocher Wald, eine Fichte, die 1939 vom Sturm geworfen wurde, war noch älter, auf ihrem Stockabschnitt konnten 230 Jahre gezählt werden.

Daß die Sitte des Lichterbaumes nur in einem Gebiet sich ausbreiten konnte, wo außer geeigneten Kerzen vor allem geeignete Bäumchen in erreichbarer Entfernung zur Verfügung standen, das haben die Autoren, die sich mit dem Christbaum beschäftigt haben, nicht immer beachtet. – Wenn nun bei uns Karl Eugen durch seine Forstkulturen, wenn auch un-

beabsichtigt, die Hauptbedingung geschaffen hat, so hat er doch selbst sie nicht ausgenützt. Im Tagebuch der *Franziska von Hohenheim* sind zwar die Weihnachtstage geschildert, es wird aber kein Wort vom Christbaum gesagt, nur von der Krippe gesprochen. Dabei wäre es ja für den Herzog ein leichtes gewesen, Tannen aus dem Schwarzwald zu holen. Es lag wohl noch kein Bedürfnis vor, es war wohl noch nicht Brauch, oder doch noch nicht „hoffähig“. Und nun ein Bericht des Arztes *Fritz von Hoven* in Ludwigsburg, der mit Schiller von der Hohen Karlsschule her befreundet war. Er erzählt, wie er



Tannen im Murgtal



Fichte im Teinachtal

Schiller bei dessen erstem Besuch in der Heimat 1793 angetroffen hat: „Am Weihnachtsabend kam ich zu ihm, und was sah ich da? Einen mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten und mit vergoldeten Nüssen, Pfefferküchlein und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgezputzten Weihnachtsbaum. Vor ihm saß Schiller ganz allein, den Baum mit heiter lächelnder Miene anschauend und von seinen Früchten herunternaschend. Verwundert über den unerwarteten Anblick fragte ich ihn, was er da mache. Ich erinnere mich meiner Kindheit, erwiderte er, und freue mich, die Freude meines Sohnes im voraus zu erleben! Der Mensch ist nur einmal in seinem Leben Kind und muß es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgesetzt hat.“ – Daraus geht klar hervor, daß, entgegen der verbreiteten Annahme⁴, Schiller den Baum schon in seiner Kindheit erlebt hat, aber man wird auch folgern dürfen, daß die Sache auch dem Ludwigsburger Arzte keineswegs noch unbekannt gewesen ist.

Wo aber konnte Schiller den Lichterbaum in seiner Kindheit erlebt haben? In Marbach und Ludwigs-

burg wohl nicht, da es damals doch noch nirgends Tannen in der Nachbarschaft gegeben hat. Ganz anders in den Jahren 1763 bis 1766, in denen der Vater Kaspar Schiller als Werbeoffizier in Lorch gewohnt hat – übrigens unter unglaublich dürftigen Verhältnissen, da er jahrelang um die Auszahlung seiner Gage kämpfen mußte⁵. Dort bei Lorch verläuft die Grenze eines uralten Nadelwaldgebietes, dort biegt der alte römische Grenzgraben, der Limes, von Norden kommend, plötzlich in rechtem Winkel gegen Osten ab, offenbar, wie *Robert Gradmann* festgestellt hat, um den Nadelwald außerhalb des gesicherten angebauten Gebietes zu halten⁶. Dort in Lorch gab es also Tannen genug in fast unmittelbarer Nähe.

Nun mag man fragen, ob Vater Schiller den Lichterbaum in Lorch schon als „ortsüblich“ angetroffen hat, aber darüber scheint nichts bekannt zu sein – oder kann etwa einer unserer Leser aus seinen Familienerinnerungen einen Nachweis beibringen? Oder hat etwa Schillers Vater die Sitte anderswo gesehen und nach Lorch übertragen? In Straßburg (vgl. unten) scheint er nicht gewesen zu sein, aber



Tannen in Naturverjüngung, links vorne Forchen, Langenbrand 1926

er ist ja in seiner militärischen Laufbahn weit herumgekommen. Am Niederrhein oder in Belgien hat es bestimmt noch keine Tannen gegeben, aber im Siebenjährigen Krieg ist er nach der Schlacht bei Leuthen (1757) den Winter über im Quartier im Saazer Kreis an der böhmischen Grenze gelegen⁵. Und es erscheint denkbar, daß sich von dieser Gegend, vom Erzgebirge her, die Christbaum ebenso ausgebreitet hat, wie im Westen von Straßburg aus. Die Tatsache, daß der junge Goethe erst als Student in Leipzig 1765 ihn kennengelernt und daß Wilhelm von Kugelgen ihn zum erstenmale 1807 in Dresden gesehen hat¹, wo damals geschmückte Bäume verkauft wurden, könnten auf einen Ursprung in dieser Gegend hinweisen. Sollte nun tatsächlich Kaspar Schiller den Brauch von dorthier mitgebracht haben, so könnte der Gedanke nicht ganz abwegig erscheinen, der baumfreundliche Mann habe vielleicht sich um dessen Ausbreitung ebenso bemüht, wie er später, von der Solitude aus, sich um den Obstbaum verdient gemacht hat. Aber sind das nicht müßige Überlegungen? War der Baum nicht doch schon längst auch bei uns ins Brauchtum übergegangen, auch wenn dies (bis jetzt) nicht „aktenmäßig“ belegt werden kann?

Daß von Straßburg um 1605 die ersten urkundlichen Nachrichten über den Christbaum stammen, ist allgemein bekannt¹. Das Gebiet der Stadt erstreckte sich zu beiden Seiten des Rheins weithin gegen Vogesen und Schwarzwald, die beide alten Nadelwald trugen und tragen. Aber die Geistlichkeit hatte keine Freude an dem neuen Brauch: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hernach schüttelt und abblümen läßt. Wo die Gewohnheit herkommt, weiß man nicht, ist ein Kinderspiel . . . viel besser wäre es, man weißte die Kinder auf den geistlichen Cedernbaum Christum hin.“ Daß der Haupteiferer den Namen *Dannbauer* trug (1642–46), mag man als artigen Scherz des Zufalls ansehen.

Aber von Kerzen am Baum ist noch lange nicht die Rede, von solchen hören wir erst hundert Jahre später, um 1737, denn der Baum erscheint anfangs nicht schon am Vorabend, sondern erst am Morgen des Festtages. Noch *Johann Peter Hebel*, den wir in diesem Zusammenhang nicht vergessen dürfen, weiß von Kerzen noch nichts. Dreimal begeg-



Schwarzwaldforchen („Höhenkiefer“) in Naturverjüngung. Würzbach 1926

nen wir in den „Alemannischen Gedichten“ dem Baum, am schönsten wohl in „Noch eine Frage“. Der Baum ist im Zimmer nicht aufgestellt, sondern aufgehängt, er ist keine Tanne, sondern eine Stechpalme. Auch in unserem württembergischen Schwarzwald ist noch vor einigen Jahrzehnten da und dort ein Stechpalmbäumchen in die Christstagsstube geholt worden, und dieser Brauch hat zweifellos nicht wenig zur Zurückdrängung der schönen Baumart beigetragen.

Bleiben wir in der engeren Heimat, im „Ländle“, das 1806 zum Königreich Württemberg geworden ist. Gerade aus der Zeit des Übergangs liegt ein Buch vor, von dem man Nachrichten über den Lichterbaum erwarten sollte, das „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ von *Justinus Kerner*. Aber es enthält kein Wort über den Christbaum, wobei man freilich daran denken mag, daß damals vermutlich weder um Ludwigsburg noch um Maulbronn Tannen im Wald zu finden waren. Vom Christbaum hören wir erst wieder in den Erinnerungen, die *Christian Dillmann*, der Schöpfer des Realgymnasiums, zum Andenken an seinen Vater geschrieben hat⁷. Er erzählt vom letzten Christtag, 1834, den seine bald darauf verstorbene Mutter den Kindern

bereitet hat: „wie die wartenden Kinder durch den Türspalt einen Ausblick zu gewinnen suchten auf das Lichtermeer, das in der Wohnstube von dem Baume ausgestrahlt wurde. Er stand in einem Gärtchen von Moos, in dem Schäfchen aufgestellt waren, und hinter dem Baume stand der Stall mit Eselchen und Krippe . . .“ Aber er sagt weiter: „Für uns Kinder hörte der Christbaum mit dem Tode der Mutter auf, der Vater konnte sich mit solchen Spielereien für die Kinder nicht abgeben.“ Daraus kann man vielleicht folgern, daß die Sitte noch nicht so fest verwurzelt war, daß der Vater sie den Kindern nicht hätte vorenthalten können. Der Erzähler sagt ja auch, er habe – in seiner Jugend – nirgends anderswo einen Christbaum gesehen.

Zwanzig Jahre später, in den fünfziger Jahren, finden wir den Lichterbaum erwähnt im Elternhaus der 1848 geborenen *Tony Schumacher* in Ludwigsburg. Und in der gleichen Zeit begegnen wir ihm bei *Hermann Kurz* in der 1855 erschienenen Novelle „Der Weihnachtsfund“, deren Neuauflage 1862 ausdrücklich den Untertitel trug „Unter dem Tannenbaum“. Es scheint somit kein Zweifel zu sein, daß die Sitte vor hundert Jahren schon weit verbreitet gewesen ist, wenn auch nicht überall.



Forche auf freier Höhe „Bei der Fucht“. Obertalheim-Horb 1909

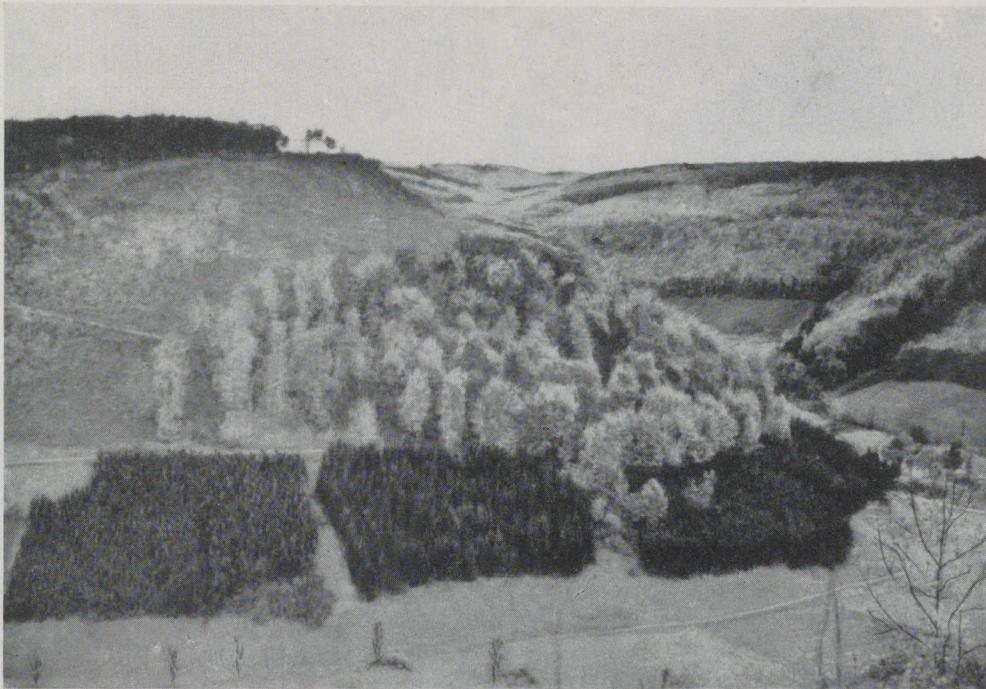
Anders wäre es ja kaum zu verstehen, daß *Scheffel* in seinem „*Ekkehard*“ 1855 keine Bedenken trug, den Christbaum schon um tausend Jahre rückwärts zu datieren.

Um so mehr muß es befremden, daß das 1884 vom Statistischen Landesamt herausgegebene Werk „Das Königreich Württemberg“ über Weihnachtsbräuche lediglich zu melden weiß: „Die Christbescherung mit Buxbaum, Springerle, Hutzelbrot u. a.“ – Sollte der Lichterbaum damals schon so allbekannt und selbstverständlich gewesen sein, daß man ihn gar nicht anführen zu müssen glaubte? Aber nach diesem Grundsatz hätte man auch das Backwerk nicht zu nennen brauchen, das bestimmt noch viel länger schon zum Brauchtum gehört hat.

Erst zum Ausgang des Jahrhunderts war es so weit, daß *Rudolf Kapff* in den „Volkstümlichen Überlieferungen“ schreiben konnte: „Der Tannenbaum (in Flacht Buxbaum genannt) oder wenigstens der im Zimmer aufgehängte Tannenzweig wird jetzt wohl überall Eingang gefunden haben ...“ Und weiterhin: „In konservativen Orten hat die ältere Generation noch das Eindringen des Baumes miterlebt.“ – Ob dabei nicht da und dort auch Widerstand aus religiösen Gründen, Abneigung gegenüber „weltlicher“ Sitte mitgespielt hat oder gar heute noch mitspielt? – Mancher unserer Leser wird sagen

können, daß seine Eltern, auf dem Lande aufgewachsen, in ihrer Kindheit einen Christbaum höchstens im Pfarrhaus oder Schulhaus gesehen haben, auch wenn ein solcher in der großen Stadt damals schon kaum mehr in einem Hause gefehlt haben wird.

Wir sind davon ausgegangen, daß der Lichterbaum sich nur da ausbreiten konnte, wo geeignete Bäumchen leicht zu beschaffen waren. So erscheint Klärung darüber am Platze, wo in Württemberg dies zutreffen konnte, wo „Tannen“ schon von Natur vorhanden waren, bevor solche durch die Forstwirtschaft künstlich eingebracht worden sind. Zuvor ist aber Klarheit darüber nötig, welcherlei „Tannen“, welche Arten von Nadelbäumen überhaupt in Betracht kommen konnten. – Hand aufs Herz! Wie viele unserer Leser wissen es und können die verschiedenen Arten unterscheiden, sofern sie nicht gerade irgendwie „vom Fach“ sind? Nur drei Nadelbäume sind bei uns einheimisch, wenn wir von den „Kleinen“ absehen, von Eibe und Wacholder, von Legforche und Riedforche (Spirke). Das sind die Tanne (Weißtanne, *Abies pectinata*), die Fichte (Rottanne, *Picea abies*) und die Forche (Kiefer, *Pinus silvestris*). Alle anderen Nadelbäume, auch die Lärche, sind Neueinführungen aus den letzten zweihundert Jahren.



Wie soll man sich über eine Vergrößerung der Waldfläche freuen, wenn dadurch der landschaftliche Reiz des Tälchens gründlich vernichtet wird?
Geislinger Alb 1937

Zu Christbäumen dienen uns fast ausschließlich Tanne und Fichte. Die erste, mit flachen, gescheitelt sitzenden, an der Spitze eingekerbten Nadeln hält im Zimmer viel länger aus als die Fichte, sie hat aber nicht den besonderen Duft der angesengten Fichtennadeln, welche letztere mehr oder weniger rings um den Zweig stehen, spitz zulaufen und leicht kantig erscheinen. Aber sie fallen im warmen Zimmer frühzeitig ab, sofern es nicht gelingt, den Baum alsbald in ein Wassergefäß zu stellen, was freilich meist gar nicht möglich ist, wenn sie, wie dies heute in der Stadt üblich ist, schon Wochen lang vor dem Verkauf im Walde geschlagen werden. Was aber den Waldfreund besonders angeht: die reifen Zapfen hängen bei der Fichte abwärts und fallen als Ganzes zu Boden. Die aufrecht stehenden Zapfen der Tanne aber entblättern sich, die Schuppen fallen auseinander, so daß nur die leere Spindel am Zweig stehen bleibt. Einen richtigen Tannenzapfen in die Hand zu bekommen, das gelingt nur, wo Bäume gefällt werden oder der Sturm Zweige abgerissen hat. Die beliebten braunen „Tannenzapfen“ am Waldboden stammen alle von Fichten.

Während nun diese beiden Arten im Alter aus der Ferne nicht immer leicht zu unterscheiden sind,

zeigt die lockerer aufgebaute Forche, deren lange Nadeln stets paarweise stehen, meist ein klareres Bild. Alte Bäume mit tiefaufgerissener rotbrauner Borke können flach ausladende Kronen zeigen oder spitzzulaufende, ähnlich der Fichte, je nach Abkunft und Gegend, denn der Baum ist bei seiner weiten Verbreitung überaus vielgestaltig. Die erst im zweiten Jahre reifenden kleinen grauen Zapfen finden als „Kienäpfel“ viele Freunde. Der Baum liefert uns ja den „Kien“, oder vielmehr er hat uns die „Kien-späne“ geliefert, die, stark von Harz durchtränkt, einst überaus wichtig gewesen sind zum Anfeuern und zum Beleuchten. Daher rührt der norddeutsche Name Kiefer, das heißt Kienföhre, während im Süden die Bezeichnungen Föhre, Forle, Forre, Forche gebräuchlich sind.

Damit ist wohl das an dieser Stelle – es geht ja hier nicht um eine Nachhilfestunde in Forstbotanik! – für uns wichtigste gesagt, bis auf eines, bis auf die Blüten. Diese sitzen hoch oben in Form von Kätzchen, die männlichen getrennt von den weiblichen, welche letztere schon den künftigen Zapfen erahnen lassen. Der Blütenstaub der männlichen, der Pollen, kann in reichen Blütenjahren, vom Wind getragen, in ganzen Wolken das Land durchziehen und als „Schwefelregen“ niedergehen. Und gerade die win-



Auch im Oberland ist die Fichte vielfach an die Stelle der Buche getreten, der hier noch als Bodenschutz eine wichtige Aufgabe zukommt, zugleich als Ansatz zur angestrebten und seither erreichten Mischung.

„Schwefelbrunnen“ – Baidt 1909

zigen Körnchen des Blütenstaubs, die so überaus vergänglich scheinen, gerade sie halten sich am allerslängsten, unvorstellbare Zeiträume hindurch, von der Luft abgeschlossen, im Grund der Moore. Sie lassen – bei allen Blütenpflanzen – ihre Artzugehörigkeit klar erkennen und geben uns so, Schicht um Schicht sorgfältig auseinandergehalten, genaue Auskunft über die Vergangenheit.

So haben wir heute auf Grund der Pollenanalyse von allen Waldgebieten ein klares Bild ihrer natürlichen Entwicklung¹⁰, zumal wenn wir die Untersuchung irgendwelcher organischer Reste auf radioaktiven Kohlenstoff hinzunehmen können. Nach dem sehr langsamen Abklingen der letzten Eiszeit, so etwa vor rund zehntausend Jahren, war unser Land „wüste und leer“. Alle Gehölze waren verschwunden und konnten erst in sehr langen Zeiträumen aus ihren Zufluchten zurückkehren. Als erste kamen Forchen und Birken, genau wie diese heute noch die ersten Gehölze sind im hohen Norden und im Hochgebirge am Rande des Eises. Das mag so ungefähr in der „Mittelsteinzeit“ gewesen sein, zu Beginn einer wärmeren Periode. Nach ihnen breitete die Hasel sich aus, in der „Jungsteinzeit“;

später, jeweils durch Wandlung des Klimas bedingt, ein Eichenmischwald. Dann erst, in einer Zeit mehr atlantischen Klimas, kamen Tanne und Buche (Rotbuche) und zuletzt von allen erschien die Fichte. Während Tanne und Buche, von Westen bzw. Südwesten her kommend, über den Rhein weit gegen Osten vorgedrungen sind, gelang es der von Nordosten kommenden Fichte nicht, in entgegengesetzter Richtung aus eigener Kraft den Rhein zu überschreiten gegen Westen. Was, vielleicht abgesehen von ganz vereinzelt Vorläufern, in den Vogesen, aber auch im Pfälzerwald, in der Eifel u. a. heute an Fichtenwald wächst, ist alles Menschenwerk, noch kaum zweihundert Jahre alt.

Daß die genannten Hauptholzarten das Land nicht überall gleichmäßig besetzen konnten, versteht sich wohl von selbst. Nur da, wo die unabänderlich gegebenen natürlichen Bedingungen ihnen das Bleiben erlaubten, konnten sie sich dauernd festsetzen und auf natürlichem Wege, durch Selbstbesamung, durch „natürliche Verjüngung“ sich erhalten. Wo dies nicht zutraf, mußten sie bei jeder Schwankung des Klimas wieder verschwinden. So konnte die Fichte zum Beispiel, weil sie ein höheres Maß von Feuchtigkeit



Fichte auf freier Bergweide im Allgäu bei Eisenbach 1908



Kugelig gewachsene Forche an der Waldecke Kohlwald-Gaillardorf 1909

verlangt, in den trockeneren Teilen unseres Unterlands, im Weinbaugebiet, nicht überall heimisch werden, und so sind auch die vom Menschen seit etwa zweihundert Jahren dort immer wieder eingebrachten Fichtenbestände nicht überall fähig, sich aus eigener Kraft fortzuerhalten.

Nur in drei Gegenden Württembergs ist der Nadelwald seit „uralten Zeiten“ zu Hause. Einmal in dem Gebiet, von dem schon oben die Rede war, östlich des römischen Grenzgrabens bis zum Ellwanger Vierngrund, dann im südlichen Oberschwaben, dem Alpenvorland und drittens im Nordschwarzwald, genauer gesagt, im Kniebis-Hornisgrindegebiet, im Bereich der höchsten Jahresniederschläge, von wo aus das Nadelholz, vor allem die Fichte, im Laufe der Zeit alles andere, besonders Eiche, Buche und Ahorn mehr und mehr zurückgedrängt hat, wobei aber die Fichte in die Gegend von Wildbad-Herrenalben erst gegen 1800 aus eigener Kraft gelangt ist¹³.

Damit sind wir mitten in der geschichtlichen Zeit. So winzig kurz dieser Zeitraum ist im Vergleich zur vorausgegangenen vorgeschichtlichen Zeit, so hat er doch das Aussehen und die Zusammensetzung des

Waldes außerordentlich stark beeinflusst und tut das auch heute noch¹⁴. Über diese Änderungen stehen uns urkundliche Zeugnisse, Aufzeichnungen verschiedenster Art, reichlich zur Verfügung. Aber bei deren Auswertung ist erhebliche Vorsicht geboten, schon allein deshalb, weil wir manche Nachricht gar nicht mehr einwandfrei zu deuten vermögen. Das gilt sogar für die jeweils gebrauchten Namen der Bäume. Das Wort „Tann“ ist in den ältesten Zeiten vielerorts gleichbedeutend mit „Wald“. Dann wird es zu „Nadelwald“ im Gegensatz etwa zu „Buch“ oder „Eich“, und damit wird es Allgemeinbezeichnung für alle Nadelbäume, und wir können von Harztanne oder Kiantanne oder sogar von Lärchentanne lesen, wo wir heute Fichte, Forche und Lärche meinen. Im Schönbuch z. B. wurden die erstmals 1623 angesäten Forchen von der Bevölkerung „Tannen“ genannt¹⁵. Daraus ergibt sich, daß wir in alten Urkunden usw. die Tanne nur dann mit unserer Weißtanne gleichsetzen dürfen, wenn neben ihr auch Fichte (Rottanne) und Forche ausdrücklich angeführt werden. Und wie steht es mit der Fichte? Gerade in unserem Sprachgebiet ist auch dieser

Name gar nicht eindeutig. Als im Unterland vor rund dreihundert Jahren Forchen durch Saat angebaut wurden, da nannten die Unterländer alles Nadelholz „Fichten“, also auch die Forche¹⁶.

Das nämliche war noch vor zwei Menschenaltern (laut Schwäb. Wörterbuch) im Raum Freudenstadt-Oberndorf üblich, noch vor 50 Jahren hieß im Gebiet Altensteig-Nagold die Forche „Fiecht“ oder „Fucht“, und die nämliche Vertauschung der Namen ist aus dem Ellwanger Bereich festgestellt¹⁶, übrigens auch aus Teilen der Schweiz und im Elsaß. In diesem Zusammenhang dürfen wir auch an „Poseidons Fichtenhain“ bei Schiller denken, vielleicht auch an den Anfang der „Glocke“ (Nehmet Holz vom Fichtenstamme!). Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß an beiden Stellen Forchen gemeint sind.

Daß die Eingriffe des Menschen in den Wald in erster Linie wirtschaftlich bedingt waren und zur Aufwertung des von Raubbau, Streuentzug, von Weidevieh und Wild verwüsteten Laubwalds durch Fichte und Forche führten, daß an Stelle des Brennholzzieles der Anbau von Nutzholz trat, das braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden. Wenn dabei die Fichte in rascher Ausbreitung begriffen war und noch ist, so erhebt sich die Frage, ob daran schließlich der Mensch die Schuld trägt, weil sie eben am einfachsten anzuziehen ist und am raschesten Holz und damit auch Geld bringt, oder ob nicht vielleicht diese Tatsache auch damit zusammenhängen könnte, daß etwa Schwankungen im Klima u. a. den Erfolg der Fichte mindestens erleichterten, ob vielleicht die natürliche Wanderung der Fichte noch gar nicht zu Ende gekommen war, als der Mensch eingriff. Wir wissen ja, daß schon mindestens einmal, im 16. Jahrhundert, bei uns ein Fichtenvorstoß eingesetzt hat¹², aus Gründen, die in keiner Weise den Menschen zur Last gefallen sind.

In vollem Gegensatz zur Fichte ist die Tanne heute bei uns in offenem Rückgang begriffen. Auch bei ihr scheint der Gedanke berechtigt, daß dieser Rückgang vielleicht nicht ausschließlich die Schuld des Menschen ist, daß vielleicht auch hier Verschiebungen im Klima o. a. mitsprechen, die freilich bisher sich nicht einwandfrei nachweisen lassen. Es fehlt selbstverständlich keineswegs an Bemühungen, diesem Rückgang entgegenzutreten, insbesondere durch die Bewirtschaftung im Plenter- oder Femelbetrieb, der seine besten Erfolge auch in unserem Lande im Bereich des natürlichen Buchen-Tannen-Walds aufzuweisen hat, und zwar im bäuerlichen Kleinwald, dessen Besitzer persönlich alle Arbeiten mit viel

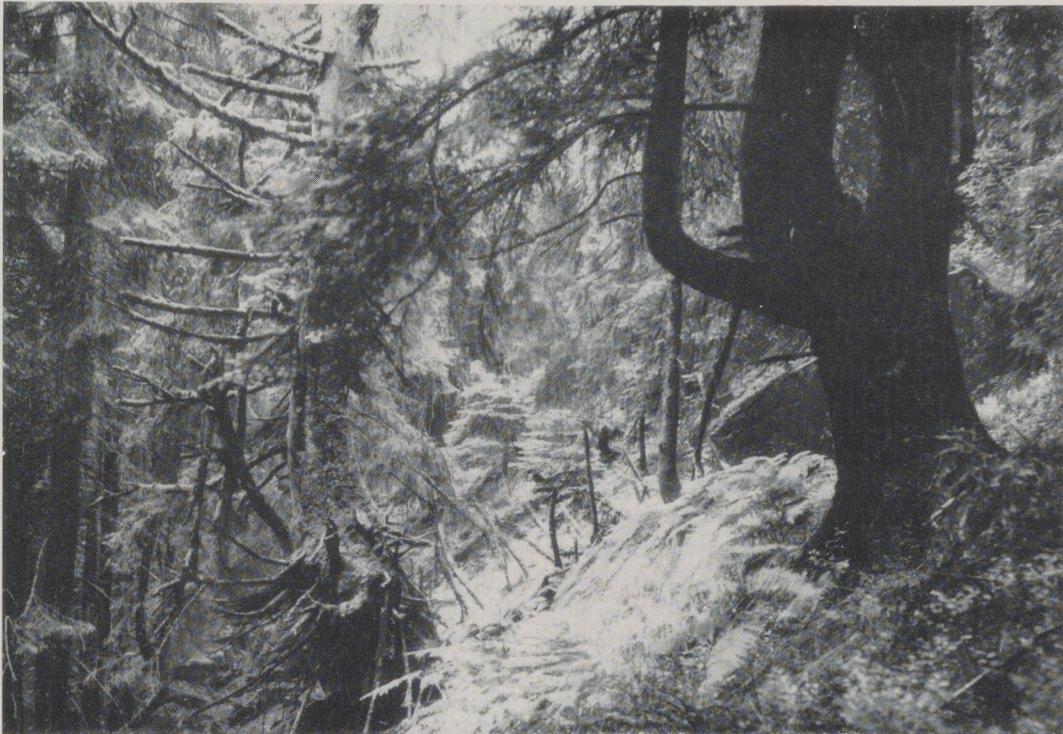
mehr Sorgfalt und Überlegung ausführen kann, als dies im Großbetrieb mit fremden Arbeitskräften möglich ist.

Wie steht es nun um unsere Christbäume? Woher kommen sie zu uns, Jahr um Jahr? Wenn wir hören, daß sogar in den walddreichen USA mehr und mehr künstliche Ersatzbäume verwendet werden, die man nach Gebrauch zusammenklappen und im nächsten Jahr wieder verwenden kann, wenn unser Nachbarland Polen zu Kunststoffbäumen greifen muß, dann faßt uns ein Grauen an. Ist es doch schon schlimm genug, daß die lebendige Kerze immer mehr dem elektrischen Licht weicht, in gewissen Fällen ja leider weichen muß. Soll zum lebendigen Licht nun auch noch das lebendige Grün verschwinden?

Wie groß ist denn unser Bedarf an Christbäumen? Aus der engeren Heimat Baden-Württemberg werden jährlich 1 bis 1,5 Millionen angeboten, davon rund 250 000 aus Staatswald. Für die ganze Bundesrepublik wurden in den letzten Jahren ziemlich gleichmäßig 15 Millionen Bedarf gerechnet, von denen 12,5 Millionen im westdeutschen Wald geschlagen wurden. Neun Zehntel davon sind Fichten, ein Zehntel Tannen. Nur geringe Mengen liefern Forchen oder Ausländer, wie Douglasien und Stroben (Weymuthsforchen). In 94% aller Haushaltungen mit Kindern werden Christbäume aufgestellt¹⁷. Da liegt die Frage nahe, wie lange denn solcher Riesenbedarf Jahr für Jahr aus dem eigenen Walde gedeckt werden könne. Geht doch unaufhaltsam immer neue Waldfläche verloren an die Ausdehnung der Städte, an die Industrie, an den Verkehr und für immer neue Zwecke, und muß doch überall, wo es an Gelände fehlt, der Wald neue Opfer bringen!

Das ist wohl richtig, aber doch auch wieder nicht. Denn unsere gesamte Waldfläche wird nicht kleiner, sondern größer. In Baden-Württemberg z. B. kommt immer wieder so viel neuer Wald hinzu, daß man alle zwei oder drei Jahre ein neues Forstamt einrichten könnte, wenn der Zuwachs beisammen läge und nicht überall weit im Lande zerstreut. Alle diese Flächen sind „Grenzertragsböden“, die bisher landwirtschaftlich benützt worden sind, deren weitere Bewirtschaftung sich aber nicht mehr lohnt und die aufgeforstet werden, sofern sie zu Siedlungen oder anderen Zwecken sich nicht eignen.

Da nun zu solchen Neuaufforstungen bäuerlichen Bodens meist Fichten verwendet werden, weil dies am billigsten zum Ziel führt und schon früh einen Ertrag abwirft, seien es auch nur Bohnenstecken, Stängchen oder gar Christbäume, so scheinen dies



Ungepflegter Urwald aus Tanne und Fichte – Naturschutzgebiet Wildsee–Hornisgrinde 1927

günstige Aussichten für den um seinen Christbaum besorgten Städter, zumal manche Flächen ausdrücklich zur Christbaumzucht bestimmt werden. Aber können wir uns über solchen Gewinn freuen, wenn er auf Kosten der Landschaft geht? Die Grenzertragsböden sind ja größtenteils Schafweiden, wie etwa die Wacholderhalden unserer Alb, die uns Freude und Erholung schaffen. Sie werden freilich ganz von selbst zu Wald, wenn die Beweidung sich nicht mehr lohnt, weil wir, im Vergleich mit anderen Ländern, viel zu wenig Hammelfleisch verbrauchen, aber solcher Wald sieht dann ganz anders aus, als unsere künstlichen „Fichten- und Forchenäcker“. Vielfach sind es auch enge Waldtälchen, Wiesen, deren Schönheit durch Aufforsten zerstört wird, die uns aber ihres Reizes wegen am Herzen liegen, die oft als Abzug von Kaltluft, zum Ausgleich örtlichen Klimas, als Zuflucht für bestimmte Pflanzen und Tiere uns wichtig sind. Vorwürfe gegenüber dem Forstmann sind in solchen Fällen meist fehl am Platze, diese Flächen sind ja noch gar nicht Wald, sie sollen es erst werden, und erst, wenn der junge Privatwald als solcher anerkannt ist, unterliegt er der forstlichen Aufsicht. Und auch dann hat der Forstmann auf privaten Besitz meist recht wenig Ein-

fluß. Nur der Natur- und Landschaftsschutz kann Schlimmes verhüten, vorausgesetzt, daß die Weide, das Wiesental usf. rechtzeitig unter Schutz gestellt worden ist. Aber er hat es meist mit starkem Widerstand zu tun, zumal die Aufforstung aus öffentlichen Mitteln gefördert wird.

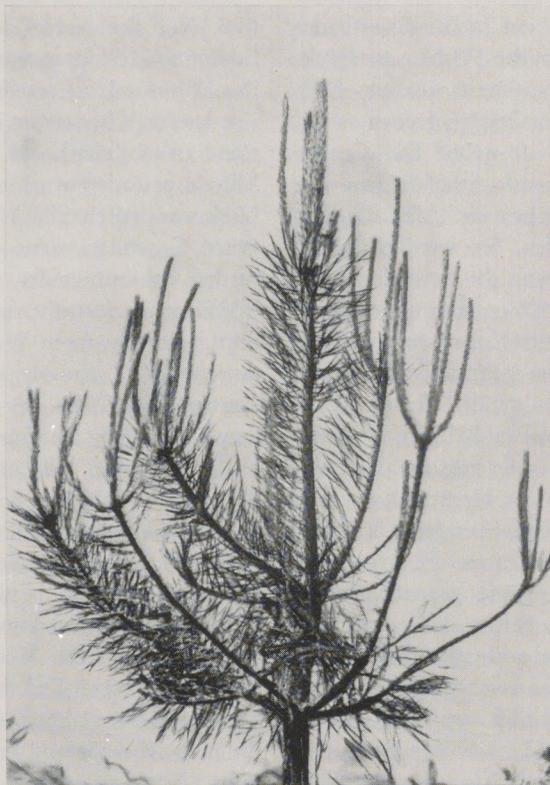
Und was helfen alle Neuaufforstungen in abgelegenen Gegenden, wenn der Wald gerade da immer rascher dahinschwindet, wo er am allernötigsten ist? Wenn man versucht, etwa den Besorgnissen der Stuttgarter um ihren Waldgürtel dadurch entgegenzutreten, daß man sie auf das Anwachsen der gesamten Waldfläche des Landes verweist, so zeigt das ein ganz erschreckendes Maß von Verständnislosigkeit¹⁸. Was hilft es denn der Luft im Innern der großen Städte, wenn die Waldfläche draußen im Lande irgendwo zunimmt? Es geht ja doch heute nicht mehr um die Holzerzeugung und deren Steigerung. Es geht auch nicht etwa nur um die Spaziergänger und „Erholungsuchenden“. Wir sind mitten in einer neuen Wandlung begriffen, was den Wald und seine Bedeutung betrifft. Er hat doch heute und in Zukunft Aufgaben zu übernehmen, die man sehr zögernd erkannt hat und immer noch nicht überall erkennt. Es geht um viel mehr als um

Holz, es geht um die Sicherung des allerwichtigsten für unser Leben, es geht um die Gesunderhaltung unseres Wassers und es geht, vor allem in den immer dichter werdenden Ballungsgebieten, um die Gesunderhaltung unserer Luft. Und für diese beiden Ziele stellt der Wald sich als unerläßliche Voraussetzung und dazuhin als natürliches und billigstes Hilfsmittel immer klarer heraus. Das ist schon oft gesagt worden, aber immer noch nicht oft genug. Es muß immer wieder neu gesagt werden, in der Hoffnung, daß die Erkenntnis der Zusammenhänge endlich auch von denen begriffen und in Kopf und Herz derer dringen werde, die zu letzten Entscheidungen berufen sind, die aber vor lauter Sorgen um Einzelfragen der Wirtschaft keine Zeit finden, sich um die Grundvoraussetzungen allen Wirtschaftslebens zu kümmern, um die Gesunderhaltung von Land und Volk, um die Vorsorge für uns Menschen selbst!

Anmerkungen

- ¹ Wilhelm Nestle, Die Entstehung des Weihnachtsfestes und der Weihnachtsgebräuche, Sonntagsbeilage zum „Schwäbischen Merkur“ 24. 12. und 31. 12. 1921. – ² Neues Forstarchiv, Band XIII, Nürnberg 1807. – ³ Fischer, Schwäb. Wörterbuch Band IV, S. 766. – ⁴ Biographie des Dr. F. W. von Hoven. Von ihm selbst ge-

schrieben, Nürnberg 1840. – ⁵ H. Missenharter, Kaspar Schiller, Stuttgart 1944 und „Schwäb. Essays“, Urach 1946. – ⁶ Robert Gradmann, Der obergermanisch-rhätische Limes und das fränkische Nadelholzgebiet, Petermanns Mitteilungen 1899. – ⁷ Christian Dillmann, Der Schulmeister von Illingen. Ein Zeit- und Sittenbild des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1901. – ⁸ Tony Schumacher, Was ich als Kind erlebt, Stuttgart 1901. – ⁹ Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg, Nr. 2 Festgebräuche. Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1905. – ¹⁰ F. Firbas, Spät- und nacheiszeitliche Waldgeschichte Mitteleuropas nördlich der Alpen, Band II, Jena 1952; – K. Bertsch, Geschichte des deutschen Waldes, 4. Aufl. Jena 1953. – ¹¹ F. A. Tscherning, Beiträge zur Forstgeschichte Württembergs, Stuttgart 1854. – ¹² F. von Hornstein, Wald und Mensch, 2. Aufl. Ravensburg 1958; s. hierzu auch R. Lohrmann, Forstliches aus Oberschwaben (Blätter des Schwäb. Albvereins 1965, 3). – ¹³ O. Feucht, Zur Ausbreitung der Fichte im Nordschwarzwald. Jahreshefte des Vereins f. vaterl. Naturkunde Band 113, Stuttgart 1958. – ¹⁴ Die Forstwirtschaft in Baden-Württemberg. Ein Überblick. Vom Ministerium für E.-L.-F., 1960. – ¹⁵ M. Zeyher, Der Schönbuch, Stuttgart 1957. – ¹⁶ H. Jänichen, Die Holzarten des Schwäb.-Fränk. Waldes zwischen 1650 und 1800, Mitt. des Vereins für forstl. Standortkunde Nr. 5, Stuttgart 1956. – ¹⁷ Presse- und Informationsbrief der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald, Dezember 1964. – ¹⁸ Dies gilt auch für den Hinweis auf die Holländer, die trotz sehr kleiner Waldfläche „sich dennoch bester Volksgesundheit erfreuen“ (Amtsblatt der Stadt Stuttgart 9. 9. 1965). Er übersieht völlig, daß Stuttgart nicht am Meer, nicht an einer großen Wasserfläche liegt und deshalb zur Lufterneuerung ganz auf den stadtnahen Wald angewiesen ist!



Wenn die Forche im Mai ihre jungen Triebe ansetzt, sieht sie fast wie ein Christbaum aus!